

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

25]

Roman von E. Wiebig.

Eine Heimat, eine Heimat! Eine jähe Sehnsucht überkam sie, sie biß ins Kissen. Sie sann und sann. Tiefe Atemzüge hoben ihre Brust, als ob sie ruhig schlummerte, aber sie schlief nicht, sie träumte — —. Nächste Weihnachten?! Ihre Hände falteten sich unter der Decke. „Ich möchte eine Heimat haben!“ flüsterte sie, „dann werde ich erst werden, was ich werden muß!“ Sie schloß die Augen; allerhand Bilder kamen — — —

„Aber, Fräulein, noch nicht aufgestanden?“ Mile stand borni Bett und schlug die Hände zusammen. „Am heiligen Weihnachtsabendmorgen?! Zu Hause sind Sie schon um viere rausgeflogen!“

„Ja, zu Hause!“ Elisabeth drehte sich um und sah die alte Magd mit feuchtschimmernden Augen an.

„Aber bis halb zehne!“ Mile sprach sehr vorwurfsvoll. „Nu is ebend der Herr Heider gekommen, er will Sie durchaus sprechen.“

„Wich?!“ Elisabeth richtete sich rasch a. u. Ein plötzlicher Schreck durchfuhr sie und zugleich eine Freude. Was wollte er?! Schon war sie auf den Füßen. „Er soll warten, Mile, rasch, geh“, sag' ihm das.“

Als sie den heißen Kopf ins Waschbecken tauchte, kam sie sich sehr lächerlich vor. Warum regte sie sich eigentlich auf? Ihre Hände flogen; eine plötzliche Weihnachtsstimmung war über sie gekommen, die ungewisse Erwartung von etwas Gutem, Schönem, Freudigüberraschendem. Aus dem Spiegel sah ihr ein frisches, schönes Gesicht entgegen, betroffen sah sie's an — ja, das war ihr eigenes!

Ihr Herz klopfte; sie lief ins Nebenzimmer, eine Weihnachtsmelodie sumnte ihr im Kopf.

„Weihnachten!“ sagte sie fröhlich, als ihr Heider entgegentrat, „Guten Morgen!“ Sie hielt ihm beide Hände hin.

Er drückte ihre Rechte und ließ sie dann rasch wieder fallen. War es nur die graue Morgenbeleuchtung, oder sah er wirklich so blaß aus? Er hatte Schatten unter den Augen. „Gemein!“ sagte er leichtthin auf ihren fragenden Blick. „Ebel und ich haben gestern abend lange zusammengesessen.“

„Ach!“ Sie wurde rot, fühlte es und wurde noch röter.

„Ein riesig anständiger Kerl!“ Er vermied ihren Blick und sprach hastig, ungeschickt, mit einer gewissen Geschwätzigkeit. „Man kann sich ganz auf ihn verlassen, er ist durch und durch wahr und ehrlich, vornehm von Gesinnung, bescheiden, ruhig, feinfühlig, er —“

„Sie preisen ihn ja an wie ein Ausrufer!“ unterbrach sie ihn mit einem kleinen verlegenen Lachen.

Heiders Lippen zuckten. „Ich bin nur gerecht. Er —“ Was war denn mir? Was wollte er sagen? Warum stoßte er? Ihr Herz klopfte. Er sollte doch weiter sprechen, sie hörte es gern. Aber er sagte nichts und sie wurde unsicher und belommen.

Sie schwiegen beide; der Wintermorgen sah ins Zimmer, grau und trüb, ohne Glanz. Auch des Mädchens Gesicht sah bleich aus in dieser Beleuchtung; sie bläute den andern an mit großen, erwarntungsvollen Augen.

Er räusperte sich, schluckte ein paar Mal und sagte noch immer nichts.

„Nun —?“ Sie fragte es fast ungeduldig. „Warum kamen Sie denn her?“

„Ach so —“ er fuhr sich über die Stirn — „ich habe Klater — haha — aber was für einen! Das graue Glend. Sie haben Mutter Maria noch nicht geantwortet, sie will gern wissen, ob Sie kommen?“

„Ach so. Ja, ich weiß wirklich nicht, was ich thun soll!“ Sie stampfte ärgerlich mit dem Fuß. „Ich soll zu Kistemachers und zu Mannhardts kommen, beide rechnen auf mich, und ich“ — sie strich sich rasch mit beiden Händen übers Gesicht — „ich habe so gar keine Lust dazu. Aber ich kann nicht anders, ich darf sie nicht beleidigen!“

„Kommen Sie zu uns!“ sagte er dringlich, aber ohne jede Freundigkeit. „Ebel kommt auch!“

Da war's heraus! Das — sie fühlte es deutlich — das war's, worauf sie gewartet hatte. Der farblos graue Tag erschien ihr auf einmal nicht mehr so kalt beleuchtet. Ja, Ebel würde sich freuen, sie zu sehen! Sie sah sein hübsches Gesicht mit den treuen Augen vor sich. Er lächelte; er lächelte immer, wenn er sie ansah. Sein Lächeln hatte so etwas Liebenswürdiges, Gutes, eine herzzewinnende Freundlichkeit glitt dabei über sein ganzes Gesicht; selbst das Braum der Augen schien einen goldenen Freudehschimmer ausstrahlen. „Ich komme!“ sagte sie rasch. Und dann reichte sie Heider die Hand. „Ich bin ja auch bei Ihnen am liebsten!“

Er sah sie scharf an. „Ich hoffe, das Fest wird für Sie ein glückliches werden! Glücklich, wie die ganze Zukunft!“

„Und das sagen Sie so trübselig? Pfui, Sie Böser!“ Sie lachte übermütig, plötzlich froh geworden. „Heut ist Weihnachten!“ Sie faßte ihn am Aermel und schüttelte ihn leicht. „Heut muß jeder ein frohes Gesicht machen! Was haben Sie denn mir?“

„Ich —“ er schluckte. „Erdmann macht mir Sorge, er ist krank!“ sagte er kummervoll, „er hustet und fiebert. Ich habe vor ein paar Tagen den Arzt kommen lassen, der zuckte die Achseln; viel gesagt hat er nicht.“

„Oh, oh!“ Ihre Stimme klang bedauernd, aber, Heider hörte es wohl, ihr Herz war nicht recht dabei; sie war so ganz von ihren eigenen Ideen befangen. „Was fehlt ihm denn?“

„Der Erfolg.“

Sie lachte. „Der ist freilich schön, das weiß ich — — und wenn er nicht kommt“ — — sie sann nach, ein besonderer Ausdruck kam in ihr offenes Gesicht, halb Mitleid, halb Ungläubigkeit. Mit einem leichten Seufzer sagte sie: „Armer Erdmann!“

Er sprach nicht weiter mit ihr darüber, sondern empfahl sich bald. Er war heut anders als sonst, stiller, gedrückter; Mile hörte seine lustige Stimme nicht in der Küche, er machte heut keinen seiner Späße. An der Thür hielt er Elisabeths Hand für ein paar Augenblicke in der seinen und sah in ihr Gesicht, seine Augen saugten sich daran fest, er öffnete den Mund und schloß ihn wieder. Er wurde rot und blaß und schien etwas Besonderes auf dem Herzen zu haben, doch sagte er nur: „Donnertwetter — Erdmann! Ich muß nach Haus!“

Elisabeth war von einer unheimlichen Beschäftigkeit. Sie lief hin und her; ihr Wesen hatte etwas Aufgeregtes. Für die andern hatte sie längst kleine Gaben, aber nun mußte sie doch für Ebel auch etwas haben. Sie ging in ein paar Läden. Der Regen frönte; sie passierte durch, stand still und studierte die Schaufenster. Aber da war nichts, gar nichts, was sie ihm hätte schenken mögen. Es war ihr alles nicht gut genug; sie wollte ihm doch eine wirkliche Freude machen. Ihr Herz war heut weit offen, die ganze kindische Weihnachtsfrölichkeit stand in der Thür.

Sie kam nach Hause ohne Geschenk; sie hatte nichts gefunden. Immer noch überlegend, sprang sie die vier Treppen hinauf. Oben trat ihr Mile in höchster Erregung entgegen.

„So was! So was! Kommen Sie rein, Fräulein!“ —

Da brannte eine Lampe, viel zu kostbar für die bescheidene Umgebung. Ein schöner Genius trug die Base, ein feidener Schirm hing wie ein rosiger Himmel darüber, und auf dem rosenfarbenen Schirm goldene Sternchen, und über dem Scheitel des Genius ein großer, zitternder, funkelnder Stern, in dem sich das Lampenlicht in schimmernden Strahlen und Reflexen brach. Ein entzückendes Kunstwerk.

„Den Stern des Ruhms und tausend andere Lichter im Leben!“

schrrieb Leonore Mannhardt.

„Beliebtes kleines Genie! Mögest Du beim Schein dieser bescheidenen Arbeitslampe Großes schaffen! Wir alle begleiten Deinen Flug mit Bewunderung und Freude! Auf Wiedersehen heute abend! Immer Deine Leonore!“

Elisabeth stand betroffen; nichts von Freude war in ihrem Gesicht zu sehen. Sie hatte Mannhardts vergessen gehabt! Und Kistemachers?!

Galt, war das nicht Frau Kistmachers Stimme? Nichtig, sie sprach draußen mit Mitleid, und nun stürzte sie herein.

„Nur einen Augenblick, Elisabethchen! Mein Mann sagt, er hat so was Kostbares hier herauftragen sehen. Der Diener von Mannhardts ist ihm auf der Treppe begegnet. Nein, sind die nobel! Da können wir freilich mit unserm Federhüter nicht konkurrieren, wenn er auch echt vergoldet ist. Aber die Liebe giebt ja dem Geschenk den Hauptwert; da können wir's auch schon aufnehmen. Wirklich prachtvoll!“ — sie unterzog die Lampe einer eingehenden Musterung — „echte Bronze! — hm!“ Sie war schon wieder an der Thür. „Also recht pünktlich! Sechs! Und zum Abendbrot bleibst Du doch natürlich da?“

„Das kann ich nicht!“ sprach Elisabeth verlegen. „Ich komme um sechs und sehe bei Euch den Baum brennen, ja? Aber dann, — aber dann — sei nicht böse!“ Sie faßte Frau Julie um die Taille. „Ich möchte heut abend wo anders hingehen!“

„Wo anders —?“ Frau Kistmacher war zuerst sprachlos, dann ging ihre Zunge mit unheimlicher Schnelligkeit. „Natürlich zu Mannhardts, die werden uns ja immer vorgezogen. Freilich, so großartige Diners geben wir nicht, wir sind keine Progen, aber wir haben wirkliche Freundschaft für Dich, und es ist sehr unrecht von Dir, uns so hintenanzu setzen, und —“ Sie schnappte nach Luft und fing an zu weinen.

„Sei nicht empfindlich!“ sagte Elisabeth. Es that ihr leid, daß Frau Kistmacher weinte, und doch brachte sie nichts Herzliches über die Lippen.

„Natürlich zu Mannhardts — zu Mannhardts — — zu Mannhardts!“

„Auch zu Mannhardts nicht. Ich mag am Weihnachtsabend nicht unter lauter fremden Menschen sein. Wenn ich nicht anders kann“ — der Gedanke fiel Elisabeth schwer wie ein Stein auf das Herz — „so gehe ich später noch auf eine Stunde hin.“

(Fortsetzung folgt.)

Bu verkaufen.

Nach dem Französischen von Peter Hillé.

Die Felder sind wie ein Meer, und die verstreuten Häuser, weiße Segel, schwimmen auf der Ebene, wo sich hohe Pappeln wiegen wie Masten. Kreidige dünnehafte Hügel, verlassene Kummelplätze scheinen noch das Meer zu erwarten, das sich zurückgezogen hat, Da hat es gestanden, steht: da ist noch alles voll von Muscheln, entfärbt, eingebettet ins Gestein. Ein versteinertes Ocean, den aber der Mensch trotz alledem durchpflügt und beherrscht, mit seinen weißen Häusern, verankerten Schiffen, auf der Ebene, beruhigt für Jahrhunderte.

Der bläuliche Wind erhebt keine Wogen mehr, beugt nur noch die Palme. Wolken sammeln sich an. Der Himmel erregt sich und wirft seinen Schatten auf die unbewegliche Ebene.

Georgette sagt: „Wir wollen schnell machen.“ Und das Kind hatte Furcht.

Da unten, ein Haus. Das nächste. Ganz neu! Sie laufen hin. Es steht ganz allein. Für einen Augenblick vielleicht wird es sich für sie öffnen.

Keine Mauer. Weder Thür noch Fenster. Freier Eintritt! Das ganz neue Haus hat Eingeweide von Ruinen. Ranken wachsen darin, die Deden sind eingestürzt, geprengt von Bäumen.

Ein Haus, verlassen vielleicht, eh' es vollendet.

„Wie gut man hier aufgehoben wäre!“ meinte Georgette.

Sie schmiegte sich gegen Jean. Der Sturm draußen wusch die nackten Gesilde. Der Sturm nahm an Stärke zu und schwoll. Er verschlang die ganze Ebene. . . O, wenn er nur gewollt, alles, was die Erde hervorbringt, alles, was der Mensch träumt, alles würde er zerstört haben. Aber er ging nur vorüber.

Sie aber waren geboren; sie schmiegte sich an ihn.

„O, wie gut ist es hier sein!“ sagte sie. „Welch' kleines Nest!“ Nest ohne viel Klamm, aber ganz klein, und das eben machte es so begehrt. Ein Gewand wie es für unsere Taille paßt, gerade recht sitzend: man hätte es nur so anziehen mögen. Eine Sache, die keinem gehört, die man so auf dem Wege findet; man hält' es aufgehoben, hätte die Erde es nicht so fest gehalten.

Es schien eine kleine Villa, für Leute, die sich zurückgezogen haben, für kleine Rentiers, die jedenfalls gekommen waren, hier ein Leben nach Gefallen zu führen, aber gestorben, ehe sie dazu gekommen.

Die Villa war wehrlos geblieben, die Natur hatte sie wiedergenommen. Und nun stand sie hier seit zwanzig Jahren, bedeckt mit Blumen.

„O, weißt Du, was ich denke, Jean?“

„Sprich!“

„Wenn Du wüßtest! . . .“

Er wußte. Derselbe Gedanke vor diesen so jungen Träumern; er legte zurecht, maß aus. Was hätte gefehlt? Den Steinen ein wenig menschliche Freude wiederzugeben. O fast nichts. Raum wenige Ranken zu beseitigen.

„Hier, sag', unser Zimmer. Wie man das einrichten würde. Ein kleine Terrasse, von der aus man Paris sehen würde. Du würdest das machen, etwas Erde umgraben, das ist sehr leicht. Du weißt, wilden Wein, ganz rot. Das würde entzückend einfallen. . . Dann würde man alles wachsen lassen, was man nötig hat, dann würde man hier leben und sich lieb haben, alle beide. . . und dann. . .“

„Du — bist närrisch!“

„Da es ja doch niemand gehört.“

„Es gehört immer jemand.“

„Ist das sicher?“

„Sicher.“

„Wem denn? Keiner benutzt es. Keiner kümmert sich darum.“

„Es fehlte so wenig. . . Das Gestrüpp wäre den Früchten gewichen, die Ratten den Hühnern und die im Wege liegenden Steine würden wieder auf die Mauern geklettert sein, von denen sie herabgefallen waren.“

„Gehört es jemand? Wem?“

„Sich: es steht zu verkaufen. . .“

Vogelscheuchen, daß die Vögel nicht an die Früchte gehn, an alles das, wovon der Mensch lebt oder wovon er leben könnte, sogar auf die leeren Häuser, auf die unbewachten Felder, überall scheuchen drohende Pfähle das Glück hinweg: verbieten hier zu leben!

„Wenn nicht, zahle. Aber wem? . . .“

Das Unwetter ging vorbei, der Himmel ist wieder rein. Sehr weit, sehr weit sieht man nun. Felder, Wälder, Städte!

Und da ganz klar auf dem gewaschenen, glitzernden Horizont Tausende von Häusern gegeneinandergedrängt, in denen sie wohnen, und all' diese Felder! Wie viele wären davon zu nähren!

Aber wirf einen Menschen, einen einzigen Menschen hinein wie einen Saatkorn in eine Furche, hier in dieser fruchtbaren Weite, kein Fälscher der Erde wird für ihn sein. Die Häuser geschlossen, der Boden geizig. Alles stößt ihn zurück, alles wirft ihn hinaus. Das gute Korn, geworfen in eine schlechte Erde, ist nichts weiter als ein Kiesel mehr.

„Ach, arbeiten! Der Humus ist recht tief hier. Diese Erde würde nicht schlecht sein.“

Aber die Nacht fällt ein.

Die wenigen Stunden der Freiheit gehen zu Ende, und das Verlangen nach dem Unmöglichen droht sie zu vergällen.

Jean klammert sich an diesen grünen Zweig seines gegenwärtigen Glücks und stößt die künftigen Freuden zurück, die den Mund bitter machen für die von heute. Gleich! Sind wir denn hier nicht ganz gut aufgehoben, wir alle beide, alle drei, hier, nun?

„Nein, wir müssen nach Hause.“

Hier leben! Aus dieser Ruine sein Haus machen. Sie würden schon selbst damit zurecht kommen mit Abreizen, Weiterbauen. Welche Arbeitsfreudigkeit giebt nicht die Hoffnung, wenn man etwas vor Augen hat, von dem man die Frucht sehen, von dem man essen wird. Hier leben! Dann würden hier Blumen wachsen. Die Hühner und Kaninchen würden zur Familie gehören, und vielleicht, wenn man reich sein würde, könnte ein kleiner Esel die Verbindung mit dem Dorfe herstellen.

Wie würde der kleine Jakob munter sein, wie würde er gebeißen! . . .

Der kleine Jakob friert, er ist sehr müde. Der Vater nimmt ihn auf seinen Rücken und müde, ohne ein Wort zu verlieren, kommt man in die Stadt zurück. Man kommt vom Glück. Man kommt vom Unmöglichen. . .

Unmöglich, warum? Warum das leere Haus?

Man wende sich an den und den Notar, die und die Straße! Das ist der Weg — der Weg des Glücks. Er ist ungangbar, und kein Fußpfad, der hinführt.

Wie das Glück weit ist!

„Vater, sind wir bald da?“

Das Kind, das nicht mehr weiter kam, ist endlich eingeschlafen in den Armen seines Vaters. Sie betreten wieder ihre Straße, sie haben Hunger, sie brauchen Schlaf; sie schlafen, wissen nicht, was das Stärkere von den beiden ist.

Endlich ist sie da, die Dachstube oben im sechsten Stock. Der fade Geruch packt sie, sie ersticken, die Luft geht ihnen aus. Sogar die Luft. . . zu verkaufen.

„Ja, weil Du atmest.“

Da wo es zu essen giebt, hängt auch ein Zettel aus: zu verkaufen; frische Luft; zu verkaufen; Wohnung; zu verkaufen. Diese Dachstube ist wohl billig, und die letzte Miete hast Du nicht zahlen können.

Auch die Aussicht auf den Himmel ist gemessen, auch der Himmel verkauft sich. . .

Zu verkaufen, zu verkaufen!

Fort mit dem Wort!

Dafür: „Für mich!“

Wieviel Papier und Dinte, wieviel Holz und Farbe brauchst Du dazu? So schreibe doch!

Sie haben Dich ja gelehrt zu schreiben!

Und was helfen Dir Fähigkeiten, wenn Du sie nicht richtig ausüben kannst!

Eine Grausamkeit mehr! —

Kleines Feuilleton.

st. **Im Torfstich.** Ueber dem frischen Grasgrün des Bruches liegt die stimmernde Schwüle des Sommertages. Der Fluß, der sich in der Mitte der Wiesen mit vielen Krümmungen vorwärts windet, blüht nur hier und da auf. Bis zu den im Sonnendunst sich streckenden Höhen zu beiden Seiten der Niederung nichts als das Grün der Wiesen. Ab und zu ragt aus dem Boden ein schwarzer Streifen Torf und die hellen Flecken der weidenden Kühe. Das Dorf, das am Rande der Niederung in einem Einschnitt der Hügel liegt, verschwindet in dem grauweißen Dunst, den die Sonne aus der feuchten Erde zieht.

Unten am Fluß ist wenig Leben. Ein paar Bauern laden ausgetrockneten Torf auf ihre Wagen, ein junger Bursch wadet im stillen Wasser eines Torfstiches, wiederläuende Kühe sehen ihm zu.

Der Bursche steht mit nackten Beinen am Rande des Torfstiches und schneidet mit seiner Maschine gleichmäßige Stücke heraus — da rückt er plötzlich aus. Ein Schrei. Mit blutendem Fuß humpelt er zu den Bauern hin.

„O, o! Helfen Sie doch, Herr! Helfen Sie doch! Fall ich ja um!“ steht er angstvoll in seinem polnischen Deutsch.

„Ach wat! Ja helwv keen Tid för Dien Dommheeten!“

„O, helfen doch Sie; fahren sich doch mich nach Doktor!“ Der Bursch wird ganz bleich, als das Gras mit roten runden Flecken von seinem Blut gefärbt wird. Krampfhaft hält er mit einer Hand die Wunde zu und humpelt weiter, von einem Bauern zum anderen. Ein dunkelrotes Band zieht sich hinter ihm her über das Grün. Doch keiner der Bauern hält ein in seiner Arbeit. Der letzte fährt ihn mürrisch an: „N helwv keen Tid, hörste mi! Mach, dat's de an Dien Arbeit könnst! Helwv Di nich so twatsch!“

Der Bursche bezwingt sich. Mit verzerrtem Gesicht schleppt er sich den Weg nach dem Dorfe zu. Es scheint, als komme er den Häusern gar nicht näher. Der Schweiß klebt seine Haare an die Stirn. Er sinkt auf einen Weidenstumpf. Als er aber das rote Band hinter sich erblickt, das er auf dem Weg verloren, rafft er sich wieder auf.

Und immer noch das Dorf so weit — —

Da, an einem Scheunenbau, sinkt er um. Die Maurer springen ihm bei und bringen ihn zum Bewußtsein. Dann schleppen sie ihn nach dem Dorf. Unterwegs fahren die Bauern an ihnen vorbei. „Tiw noch eins!“ rufen die von ihren Wagen herunter; „wat Ihr Euch um so'n Bengel schiert, 't is doch mau 'nen Knecht!“ —

Musik.

— Aus der Frühzeit der Dresdener Oper. In einer Arbeit, die Alfred Lütkefeiner über den berühmten deutschen Komponisten Haffe in der Mailänder „Gazetta musicale“ veröffentlicht, sind einige Erinnerungen bemerkenswert, die für das Opernwesen jener Zeit charakteristisch sind. Haffe war seit 1781 Hofkapellmeister in Dresden. Seine Frau, die berühmte Faustina Bordoni, die er einige Jahre vorher in Venedig geheiratet hatte, war zugleich die erste Sängerin, die dem Theater gute Tage verschaffte. Die Gagen der wichtigsten Künstler dieses Theaters waren: Haffe 3000 Thlr., Migliavacca, Hofdichter für Libretti, 1200, Faustina Haffe 3000, Theresa Abbuzzi 3000, Angela Monticelli 4000, Ventura Rochetti 2400, Giovanni Belli 2200, Angelo Amorevoli 2800, Francesco Caltanco, erster Violinist, 1200. Die Kosten für das Personal der Oper betragen im ganzen 58 352 Thaler, für das Ballet 23 930 Thaler. Zu dem Orchester gehörten 8 erste und 7 zweite Geigen, 4 Violinen, 3 Violoncelli, 3 Contrabasse, 5 Hoboebläser, 2 Flöten, 5 Fagotts, 2 Pauken und Trompeten und ein Begleiter auf dem Piano. Haffe war ein sehr sorgsamer Dirigent, er sah streng darauf, daß beim Quartett die Vogensprüche ganz gleichmäßig waren, ebenso wie die Fingersätze, die er selbst auf den Noten angab, genau im Einklang mit der ersten Violine sein sollten. „Er litt es auch niemals, — die gute alte Zeit! — daß man im Orchester stimmte, sondern er verlangte, daß die Instrumente in einem besonderen Saal gestimmt würden.“

Kulturgeschichtliches.

— Die älteste Karikatur des Rittertums. Eine bisher unbekannte Florentiner Karikatur aus dem 14. Jahrhundert, eine Federzeichnung, die zum erstenmal einen Ritterkampf in deutlich karikierender Absicht darstellt, ist nach einem Bericht des soeben erschienenen „Repertoriums für Kunstwissenschaft“ von Robert Davidsohn in Florenz aufgefunden worden. Sie befand sich in einem Altknast des Florentiner Handels- und Repressalien-Tribunals aus dem Jahre 1320. Das Heft hat einen Pergamentumschlag, den es erhielt, ehe es in Benutzung genommen wurde. Die Zeichnung befindet sich nur auf der Zweiseite des rückwärtigen Pergamentdeckblattes. Die Karikatur ist dem namenlosen Zeichner vortrefflich gelungen. Ein sehr philiströs aussehender Ritter, dessen Gesicht nur mit wenigen Strichen markiert ist, reitet mit seiner Lanze, die etwa anderthalb mal so lang ist, wie sein Roß, gegen einen anderen gepanzerten Ritter, der von zwei Knappen begleitet ist und gekrümmt in seiner eisernen Rüstung steckt, die für seine hagere Gestalt viel zu weit ist. Es ist bezeichnend, daß die Zeichnung aus den Kreisen der Schreiber des Handelstribunals hervorging. Sie richtet sich bereits gegen das verfallende städtische Rittertum, eine Auffassung, die bei Bojardo, Ariost und Bervantes erst in späterer Zeit zum literarischen Ausdruck kam. —

Geographisches.

— Welches ist der höchste Berg Amerikas? Die ersten Berichte, die Conway über seine Besteigung der bolivianischen Andengipfel Sorata und Illimani Ende v. J. in die Heimat sandte, haben damals einigermaßen überrascht. Es hieß darin, er habe die Höhe des Sorata mit 7200—7300, die des Illimani mit etwa 6850 Meter bestimmt, und das bedeutete, daß der Sorata höher als der Aconcagua, mithin der höchste Berg Amerikas sei. Diese Zahlen hat Conway nun stillschweigend preisgegeben müssen, wie ein Blick in seine jetzt erschienene Karte und seine dazu gehörige Abhandlung beweist; denn nach einem Bericht der „Voss. Ztg.“ — finden sich auf dieser Karte, die die nördliche bolivianische Andenlinie darstellt, der Sorata mit nur 6500 und der Illimani mit 6400 Metern verzeichnet, und das sind ziemlich genau die alten Zahlen, die nach Minschins trigonometrischer Messung den beiden Bergen bisher zuzamen. Die Messungen Conways beruhten auf der für große Höhen unzuverlässigsten Methode, auf der Aneroidbeobachtung, und jene haben eben auch hier kritischer Nachprüfung nicht stand gehalten. Conway vermeidet es in seiner Abhandlung, auf diesen Widerspruch einzugehen, und man vermißt hier sogar die neuen Höhenangaben für die beiden Berge. Der Aconcagua, dessen Höhe mit fast 7000 Metern ziemlich genau feststeht, bleibt also nach wie vor der höchste Berg Amerikas. Ueberraschend bleibt jedoch Conways Feststellung, daß der bisherigen Annahme entgegen werde. Sorata noch Illimani Vulkan sind. Er hat nicht nur die beiden Berge, sondern auch die ganze Kette untersucht und „kein Spur“ vulkanischer Bildung oder Thätigkeit entdecken können. Erwähnt sei noch, daß die Einbildungskraft der Indianer den Teil der Berge, der oberhalb der heutigen Bewohnbarkeitsgrenze liegt, mit göttlichen und teuflischen Wesen bevölkert und daß sich dort oben der Aufenthalt der Verstorbenen befinden soll. Auf einem der Soratagipfel lägen ungeheurere Reichtümer, so ein goldener Stier und ein goldenes Kreuz, die durch übernatürliche Einwirkungen dort hinaufgekommen seien. Conways Bestreben, so glaubten die Indianer, ginge dahin, jene Schätze zu heben. Spuren vorgeschichtlicher Wohnungen und vorgeschichtlichen Ackerbaues fand Conway am Illimani weit oberhalb der jetzigen Grenze menschlicher Ansiedelungen. Ein solches Ruinendorf lag auf einem nur mit Schwierigkeiten und Gefahren zugänglichen Grad. Auf den Begräbnisstätten der alten Bewohner wurden einige Steine von sonderbarem Aussehen gefunden, die vielleicht Idole darstellen. In einem anderen dieser Ruinendörfer grub man aus dem Boden unter den Hausresten Schädel aus, deren Stirn stark zurücktrat. Daß diese Gestalt auf künstlichen Wege erreicht war, bewies ein Kinderschädel, der die Verunstaltung nicht hatte. —

Aus dem Tierleben.

— Eine amerikanische Forelle in Deutschland. Vor kurzem ist der Versuch geglückt, die amerikanische Purpurforelle lebend in Deutschland einzuführen. Der bayerische Fischerei-Konsulent Schilling hat in Amerika selbst eingehende Untersuchungen über die Forellenart unternommen, und auf Grund dieser Untersuchungen ist er zur Anschauung gelangt, die Purpurforelle werde für die deutsche Fischzucht eine noch größere Bedeutung gewinnen, als die Regenbogen-Forelle und der Bachsaibling. Die Purpurforelle ist im westlichen Amerika bis in den hohen Norden bis nach Alaska verbreitet. Man findet sie ebenso häufig in allen vom Felsengebirge zum Großen Ocean strömenden Bächen und Flüssen, wie im Quellgebiete des Missouri, gehört überhaupt zu den verbreitetsten Fischen jener Gegend. Nicht bloß in Bächen und Flüssen, sondern auch in Seen, Schilling selbst fing Purpurforellen im Yellowstone-See. Ihre allgemeine Verbreitung zeigt, daß sie sehr geringe Ansprüche an die Temperatur des Wassers stellt, sie kommt sowohl in hochnördlichen Gegenden wie unter Breitengraden vor, die dem Neapels entsprechen, ja auch in der Nähe heißer Quellen. Sie ist zum Unterschiede von der Bachforelle nicht auf strömendes Wasser angewiesen, sondern wird auch oft an ganz ruhigen Plätzen, wo keine Wasserbewegung wahrnehmbar ist, in großen Mengen angetroffen. Entsprechend ihrer Fähigkeit, auch in wärmerem Wasser zu leben, kann sich ihre Laichzeit auch bis Mitte Juli hinauszuziehen. Die „Allgemeine Fischerei-Zeitung“ folgert aus all diesen Thatsachen, daß die amerikanische Purpurforelle sich in Deutschland leichter als ihre europäischen Verwandten einbürgern ließe. Zumindest empfehle sich der Versuch, die Unterläufe der deutschen Ströme, die bisher keine reichliche Fischbevölkerung aus der Bachfamilie besaßen, mit der Purpurforelle zu bevölkern. Sie laicht zu ganz anderen Zeitperioden als die Forellenarten Europas, sie hat schon orangengelbes Fleisch von vortrefflichem Geschmack und zeigt ein so schnelles Wachstum, daß sie im dritten Jahre schon das Durchschnittsgewicht von einem halben Kilogramm erreicht. Da sie auch in stehendem Wasser fortkommt, dürfte sie auch ein vorzüglicher Reichtisch werden. Zur Laichzeit besitzt sie ungewöhnlich prächtige Farben, der rote an den Kiemenbedeckeln und an der Kiemenhaut befindliche Fleck, nach dem sie auch „Rotkehlen-Forelle“ benannt wird, erstreckt sich in prächtig leuchtender Farbe über die beiden ganzen Seiten des Leibes. — (N. Fr. Pr.)

Astronomisches.

— Entdeckung veränderlicher Sterne durch Photographie. Die Vollkommenheit, mit welcher gegenwärtig schon auf photographischem Wege der gestirnte Himmel aufgenommen

wird, gestattet nicht nur, aus den aufmerksamen Vergleichen verschiedener zu verschiedenen Zeiten hergestellter Platten einer und derselben Stelle des Himmels etwaige neue Asteroiden zu entdecken, — wie hinreichend bekannt ist, — sondern auch „neue“ Sterne, d. h. früher unbekante, uns zum ersten mal ausleuchtende Weltkörper, und variable, in ihrer Helligkeit schwankende, aufzufinden. In Beziehung auf die photographische Konstatierung „Veränderlicher“ namentlich sind nach dem „Prometheus“ die Plattenaufnahmen des Harvard College Observatory zu Cambridge (Vereinigte Staaten) lehrreich geworden. Einer der interessantesten Funde auf den photographischen Platten dieses Observatoriums ist der neue Stern im nordwestlichen Teil des Schützen. Die Nova erschien zuerst auf Platten, die im März und April 1898 aufgenommen waren; der Stern hatte nach diesen Aufnahmen Anfang März eine Helligkeit von weniger als 4. Größe, Ende April eine solche von 8. Größe. Im gegenwärtigen Jahre, Mitte März, fand Wendell die Helligkeit, mit dem Cambridger Photometer geschätzt, nur noch von der Größe 11.4. Der Stern hat vermutlich Ende 1897 plötzlich aufgeleuchtet und dann sehr schnell an Glanz wieder verloren. Uebrigens schenkt man den photographischen Himmelsaufnahmen bester Sternwarten sorgfältige Beobachtung. Ganz kürzlich entdeckte Ceraschi in Moskau einen variablen Stern vom Typus (ganz kurzer und regelmäßiger Lichtwechsel) von der Größe 8,6 im Schwan auf dieselbe Weise. —

Meteorologische.

n. Wie breit ist ein Wlitz? Man stellt sich gewöhnlich unter dem Wlitztrahl eine ganz schmale, fadenförmige Erscheinung vor, und manchmal mag das ja auch zutreffen, immer aber nicht. Man ist nämlich jetzt schon dahin gelangt, die Breite des Wlitzes messen zu können, zwar nicht ganz genau, aber innerlich doch mit ziemlich guter Annäherung. Vor einiger Zeit wurde in St. Gilgen am Wolfgangsee ein Wlitz photographiert, der zuerst dadurch Erstaunen erregte, daß er auf der photographischen Platte den Eindruck machte, als sei die Bahn des Wlitzes eine ganz geschlossene Schleife gewesen — in Wirklichkeit hatte der Wlitz natürlich einen schraubenförmigen Weg zurückgelegt. Ferner war aber durch die Entladung die ganze Gegend so stark beleuchtet gewesen, daß man auf der Photographie deutlich erkennen konnte, an welcher Stelle der Wlitz eingeschlagen hatte, so daß man danach die Einschlagsstelle wirklich im Gelände feststellen konnte. Aus der Entfernung dieser Stelle von der photographischen Camera und aus der Breite des Wlitzes in der Photographie ließ sich die Breite des realen Wlitzes zu 15 Meter berechnen. Wenn man nun auch der Thatsache Rechnung trägt, daß grell beleuchtete Körper auf dunklem Hintergrunde vergrößert erscheinen — die menschliche Hand im weißen Handschuh zum Beispiel sieht darum größer aus, als sie wirklich ist — und dann annimmt, daß das Bild des Wlitzstrahls auf der photographischen Platte etwa um ein Drittel zu breit erschien, so wäre der Wlitz doch immer noch ca. 10 Meter breit gewesen, also von einem fadenförmigen Wlitz kann gewiß nicht die Rede sein. —

Technisches.

— Künstlicher Asphaltstein. Der natürliche Asphaltstein ist ein stark asphalthaltiger Kalkstein und wird bekanntlich als vorzügliches, wenn auch ziemlich teures Straßenpflaster verwendet, indem er gepulvert im warmen Zustand auf einer Unterlage von Cementbeton festgestampft wird. Man hat nun versucht, ihn durch ein künstliches Erzeugnis zu ersetzen, und zwar zunächst, indem man pulverisierten Kalkstein oder auch Kreide usw. mit Bitumen und sonstigen Zusätzen mischte, ohne ein befriedigendes Resultat zu erreichen, da auch durch die weitgehendste mechanische Zertrümmerung des Kalksteins dieser nie zu der erforderlichen Feinheit gebracht werden kann. Nun ein dem natürlichen Asphaltstein ebenbürtiges Kunstzeugnis herzustellen, ist es in erster Linie erforderlich, feinere Kalkteilchen herzustellen, und M. Naushenbusch will dies nach einer Mitteilung der „Techn. Rundschau“ auf chemischem Wege erreichen. Zu diesem Zweck werden Kalksteine oder Dolomite gebrannt, wodurch sich dieselben in Calciumoxyd umwandeln, welches durch Lösen mit Wasser in Calciumoxydhydrat übergeführt wird. In großen Behältern wird dieses dann mit der erforderlichen Menge Wasser versetzt und durch diese Mischung Kohlensäure oder kohlenstoffhaltige Luft so lange mittels Saug- und Druckpumpen getrieben, bis sich das Calciumoxydhydrat in kohlenstoffhaltigen Kalk umgewandelt hat, was durch ein geeignetes Reagens festzustellen ist. Durch Absetzenlassen, Dekantieren und Trodnen erhält man dann einen so fein zerteilten kohlenstoffhaltigen Kalk, wie er durch mechanische Zertrümmerung nicht erhältlich ist. Diese so gebildeten Moleküle von kohlenstoffhaltigen Kalk sind allein geeignet, von dem zugesetzten Bitumen beim Erwärmen gleichmäßig umhüllt zu werden, wie es beim natürlichen Asphalt der Fall ist. —

Humoristisches.

— Vergebliche Bemühung. Hansfrau: Jane, heute morgen hast ich, wie der Milchmann Sie küßte; das darf nicht mehr vorkommen. In Zukunft werde ich selbst die Milch an der Thür entgegennehmen.
Küchin: Ach, da brauchen sich Madame nicht zu bemühen, er hat mir geschworen, keine andere als mich zu küssen. —

— Man muß sich zu helfen wissen. Aus der Trauerrede eines französischen Bürgermeisters: „Die Ehe ist wie meine Schärpe: das Rot bedeutet die Blut des jungen Gatten, das Weiß die Unschuld der jungen Gattin, und das Blau . . . das Blau . . . dies Blau, wenn's grün wäre, bedeutete die Hoffnung auf die schönen Tage, die Sie zusammen verleben werden.“ — (Jugend.)

— Wie man Chinesisch lernt, zeigte nach dem „Ostaf. A.“ ein Herr, der aus dem Norden Chinas zurückgekehrt und auf seine dort erworbenen Kenntnisse der Sprache des Landes nicht wenig stolz war. „Nun, was haben Sie denn gelernt?“ fragte einer der Anwesenden etwas mißtraulich. „O, ich kenne die Ausdrücke des täglichen Verkehrs“, meinte der Angeredete. „Wenn ich zum Beispiel dem kleinen Sohne eines mir befreundeten Chinesen etwas schenkte, so sagte er regelmäßig „Shank ko“, was so viel bedeutet, wie „danke“ . . . Unter Lachen aber wurde er von einem des Chinesischen Mächtigen belehrt, daß „Danke“ auf Chinesisch „Chio Chio“ heißt, während das für schlecht gehaltene „Shank ko“ nichts anderes — als die Verstümmelung des englischen „Thank you“ ist, das der kleine Chineser, wahrscheinlich als ein Zeichen besonderer Aufmerksamkeit, dem Fremden gegenüber gebraucht hatte, um sich ihm verständlich zu machen. —

Notizen.

— Die Prämierung auf der Großen Berliner Kunstausstellung läßt diesmal lange auf sich warten. Man erzählt von Schwierigkeiten, Meinungsverschiedenheiten usw. Zu alledem kommt nun noch, daß Mitglieder der Jury — drei Führer der Seceßion, Liebermann, Frieße und Frenzel sein müßten, und zwar als Inhaber der großen goldenen Medaille. Man hat diese drei aber nicht zu den Sitzungen der Kommission eingeladen. Das „B. Z.“ meint, nach Lage der Sache würde die Prämierungs geschichte noch zu Weiterungen Anlaß geben. —

— Direktor Hasemann in Wiesbaden übernimmt, wie der „Voss. Ztg.“ mitgeteilt wird, am 1. April nächsten Jahres das Residenz-Theater wieder, während Direktor Rauch ein neues Theater baut. Wiesbaden dürfte also in absehbarer Zeit drei Theater haben. —

— Die älteste deutsche Uebersetzung von Cornelius Cid, deren Manuscript sich in der Berliner Bibliothek befindet, soll demnächst in „Seners Bibliothek deutscher Uebersetzungen“ herausgegeben werden. Die Uebersetzung stammt aus dem Jahre 1641, ist also schon vier Jahre nach dem Erscheinen des Originals angefertigt. —

— Wie der soeben erschienene Bericht der Wiener Universität über die vollständigen Universitätsvorträge im Studienjahre 1898/99 ansieht, ist die Anzahl der Hörer in den letzten drei Jahren im wesentlichen die gleiche geblieben, ebenso die Anzahl der Kurse. Die Arbeiter haben sich auch diesmal wieder in einem stärkeren Verhältnis beteiligt. Es wurden 2338 Gewerkschaftsarten gegen 2091 im Vorjahre verkauft. Der Besuch war äußerst reger. —

— Die Volksbibliotheken in Londoner White-Chapel-Distrikt, dessen Einwohnerchaft zur Hälfte aus Nicht-Engländern besteht, haben in den letzten beiden Jahren einen starken Aufschwung genommen. 1 1/4 Millionen Menschen suchten in den zwei Jahren die Leserräume auf. Die Zahl der ausgeliehenen Bücher stieg um 15 Proz. —

— Das deutsche Leprosheim in Memel wurde am Donnerstag eröffnet. Es erhält bereits am Sonnabend seine ersten Kranken, und zwar zehn Kranke aus der Universitätsklinik zu Breslau und ein leproses Mädchen aus dem Memeler Kreislazarett. Das Heim liegt wegen der Ansteckungsgefahr völlig isoliert von der Stadt und ist mit einer hohen, geschlossenen Mauer umgeben, so daß kein Fremder die Kranken sehen kann. —

— Spiegelschliff. In Paris ist es gelungen, dem für ein astronomisches Instrument bestimmten Planspiegel von 2 Meter Durchmesser eine bis auf 0,03 Millimeter genau ebene Oberfläche zu erteilen. Um dies zu erreichen, mußte nach dem „Prometheus“ die ganz abgeforderte Polstrukturverfälschung von einem doppelten hölzernen Gehäuse umschlossen werden, damit den aus Temperaturwechseln sich ergebenden Schwierigkeiten vorgebeugt wurde. —

— Das „Schweizerdorf“ der Landesausstellung zu Genf soll in verbesserter Art auf der Pariser Weltausstellung neu aufgebaut werden. —

— Die Pariser Weltausstellung erhält auch einen Kongreßpalast. Bis jetzt sind 105 Kongresse angemeldet; 1889 waren es schließlich 160. Unter den diesmaligen Kongressen ist auch einer für Basische Forschungen, andere für Luftschifferei, Obstweinbereitung, Frauenbefreiungen, Vogelkunde, Einheitslichkeit der Garmenturen usw. Auch ein internationaler Kongreß der Handelsreisenden soll abgehalten werden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 23. Juli.